Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 4 (1924-1925)
Heft: 3

Artikel: Zur Würdigung der schweizerischen Mundartdichtung
Autor: Greyerz, Otto v.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-155354

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ausführliche Bestimmungen aufgestellt; die Urheber können sich durch akademische oder berufliche Körperschaften vertreten lassen, welche auch an ihrer Statt die Verkäufe und den Eingang der Abgaben überwachen können. Dann wird bestimmt, daß Streitigkeiten betr. die Auslegung der Übereinkunft durch das ständige internationale Gericht entschieden werden sollen. Weiter wird bestimmt über Revisionskonferenzen, den Anschluß weiterer Staaten und die Ausübung der Übereinkunft durch das internationale Bureau in Bern.

Wie ersichtlich, hat das Völkerbundsprojekt das Vorprojekt Dalimier und Gallie, sowie etwas von Barthelemy einfach übernommen und nur in die Form der internationalen Konvention gebracht. Das einseitige Schiedsgericht wurde beseitigt, dafür aber die Dauer auf die längere des Projektes Barthelemy, auf 50 Jahre nach dem Tode, erstreckt. — Mit bemerkenswerter Kühnheit wird hier also allen anderen Regierungen und Staaten zugemutet, eine Gesetzgebung nach französischen Projekten einzuführen, die selbst in Frankreich von Sachkundigen scharf angegriffen wurden und sich erst dort nicht durchzusetzen vermochten; die noch keinerlei Probe auf die Möglichkeit der Durchführung bestanden hat; die nicht nur für die Industrie von verhängnisvollen Folgen sein würde, sie hemmen und die Auswirkung der Entdeckungen hindern oder verzögern und damit auch der Wissenschaft nicht nützen würde, sondern auch auf die Allgemeinheit verteuernd und schädlich wirken müßte. (Schluß folgt.)

Zur Würdigung der schweizerdeutschen Mundartdichtung.*)

Von

Otto v. Greyerz.

Dem ausländischen Freund und Kenner unseres schweizerischen Schrifttums ist in der Regel die schweizerdeutsche Mundartdichtung eine ebenso unbekannte Gegend als dem die Schweiz bereisenden Touristen die stille Berg- und Hügelwelt des Mittellandes. Hier wie dort sind es die weithin berühmten Höhepunkte, die den Fremden anlocken und fesseln; kaum findet er Zeit und Anreiz, jene vorgelagerten Stufen, auf deren breitem Gefüge sich die Gipfel erheben, mit oberflächlichem Blick zu streifen. Leicht möchte sich da einer einbilden, die deutschschweizerische Literatur zu kennen, wenn er mit Gotthelf, Keller und Meyer vertraut

*) Unter den angekündigten Bändchen der bekannten Reihe „Die Schweiz im deutschen Geistesleben", herausgegeben von Prof. H. Mayne und verlegt bei H. Haessel, findet sich auch eines mit dem Titel „Die Mundartdichtung der deutschen Schweiz, geschichtlich dargestellt von O. v. Greyerz". Das Bändchen ist bereits im Satz. Die obigen Ausführungen, für diesen Abdruck etwas erweitert, bilden den wesentlichen Bestandteil der Einleitung.

ist, wie einer etwa glaubt die Schweiz zu kennen, wenn er die Schönheit von Grindelwald, Zermatt und Pontresina genossen hat. Allein jene berühmten Höhepunkte sind nicht die Schweiz, weder die ganze noch die wahre. Und wem es daran liegt, das Denken und Fühlen des Schweizervolkes, insbesondere seines altalemannischen Kerns, aus Schriftwerken herauszulesen, findet neben den einheimischen Sagen und Märchen, sowie dem Volkslied der älteren Zeit kein getreueres Abbild davon als die mundartliche Dichtung. Die Mundart selber, im Gegensatz zur gemeindeutschen Kunstsprache, bietet schon eine gewisse Gewähr für die Echtheit des Bildes; denn wie durch ein ihr innewohnendes Gesetz zwingt sie den dichtenden Geist in die engeren Schranken der volksmäßigen Anschauung, Empfindung und Denkart. Die deutsche Schriftsprache umfaßt das ganze Reich deutschen Denkens und Fühlens und nimmt selbst das Fremdartige mit erstaunlicher, oft nur allzu willfähriger Anpassung in sich auf. Die Mundart dagegen umschließt nur eine kleine Welt von ausgeprägter Eigenart, zumal in der deutschen Schweiz, wo sich in engstem Raum scharfe Gegensätze der Landschaft, der Abstammung, der staatlichen und kirchlichen Geschichte in den verschiedenen kantonalen Mundarten ausdrücken. Wer sich über diese Gebundenheit der Mundart an das engere Volkstum hinwegsetzen und die Volkssprache zu einem Spiel mit fremdartigen Kunstformen und Bildungsgedanken verwenden wollte, würde solchen Mißbrauch mit der Lächerlichkeit einer in die Augen springenden Unnatur zu büßen haben.

Das geistige Gebiet der Mundart und somit auch der Mundartdichtung ist beschränkt. Gewisse Gedanken- und Gefühlsformen, auch gewisse literarische Gattungen sind davon ausgeschlossen. Zum hohen Schwung der Ode und des philosophischen Gedichts, zur Feierlichkeit der Hymne und des Kirchenliedes ist unsere Mundart nicht geschaffen. Alles Pathetische steht ihr schlecht. Sie hat schon Schritte ins Tragische getan, allein auch da muß sie den hohen Ton vermeiden und in den Redeformen der Wirklichkeit bleiben. Die schillernde Ironie ist ihr so verhaßt wie die zweideutige Schlüpfrigkeit. Sie liebt die derbe Wahrheit, und wäre sie noch so grob, mehr als die geistreichelnde Feinheit; sie liebt aber auch die schlichte, wortkarge Innigkeit mehr als den überschwänglichen Erguß des Gefühls. Das Verhältnis des Mundartdichters zu seinem Stoff ist vorwiegend naiv und besteht in einer gemütvollen, sei's heiteren oder ernsten, Anteilnahme an dem Dargestellten. Die kühle Überlegenheit des anteillosen Gestalters hat sich in unserer Mundartdichtung, wenn sie je versucht worden ist, nicht durchzusetzen vermocht. Ein vom menschlichen Interesse losgelöstes ästhetisches Genießen liegt außerhalb der Mundartsphäre.

Auch in Hinsicht auf Zeit und Schauplatz der darzustellenden Handlung ist die mundartliche Dichtung weniger frei als die neuhochdeutsche. Sie hält sich am liebsten an die Heimat und an die Gegenwart. Doch ist sie nicht daran gebunden. Rudolf v. Tavels berndeutsche Erzählungen führen uns durch alle Abschnitte der bernischen Geschichte bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts, und Arnold Ott, in den mundartlichen

Aufzügen seines Burgunderdramas, greift noch weiter zurück. Der Schauplatz erstreckt sich auch etwa über die Landesgrenzen hinaus. Emil Günter begleitet seinen komischen Helden Chräjebüel nach Paris und Versailles, Rudolf v. Tavel seine bernischen Offiziere mit ihren Regimentern, sei's im Landes- oder Söldnerdienst, nach Italien, Holland, Frankreich, Spanien und Rußland — so weit sie eben ihre Mundart mitnehmen. Auch im Phantasieland kann die Handlung spielen, wie in Ineichens „Paradys" und in den mundartlichen Märchen.

In einem Lande, wo die Mundart allen Ständen gemeinsam ist, kann auch der Mundartdichter seinen Stoff aus jeder beliebigen Bevölkerungsschicht holen. Begreiflicherweise wird das Bauerntum bevorzugt, nicht weil etwa die Dichter zum Bauernstande gehörten, was auch vorkommt, sondern weil hier die reinste und älteste Mundart zu finden ist und weil der mit der Scholle verwachsene Bauer den altvererbten Stammescharakter am treusten bewahrt. Doch haben wir Prosaerzählungen, Idyllen, Lustspiele und historische Schauspiele in beträchtlicher Zahl, die ganz in der Stadt spielen, zum Teil, wie bei Dominik Müller, Rud. v. Tavel und andern, ganz im städtischen Patriziat. Gemieden werden im allgemeinen diejenigen Bevölkerungskreise, die eine schriftdeutsch gefärbte oder verwässerte Mundart sprechen, die Kreise der Politiker, höheren Beamten, Offiziere, Gelehrten und des heimatlosen Proletariats der Industriequartiere. Doch hat Jakob Bührer mit seinem sozialen Drama aus der Weltkriegszeit („Marignano") gezeigt, daß auch hier fruchtbarer Boden für die Mundartdichtung zu gewinnen ist. Solange die Mundart in der deutschen Schweiz lebens- und zeugungskräftige Volkssprache bleibt, wird sie als dichterisches Darstellungsmittel allen äußeren und inneren Wandlungen des Lebens und allen brennenden Fragen, die das Volksgemüt aufregen, zu folgen vermögen.

Ihrer Natur nach freilich ist die Mundartdichtung konservativ. Sie sucht eine vom Zeitgeist bedrohte Welt zu retten, wenn nicht in Wirklichkeit, so doch im dichterischen Bild. Wie die wesentliche Schönheit der Mundart im Reichtum und Gehalt ihrer altertümlichen Bestandteile liegt, so liegt die wesentliche Schönheit und Bedeutung des mundartlichen Kunstwerks in der Wiedergabe des altertümlichen Volkstums, das aus jener Mundart zu uns redet. Ihr vornehmster Gegenstand ist also das altangesessene Volk der Heimat, das echte, rechte, wie Gottfried Keller sagt,

das auf der Scholl' erblaßt,
auf der es ward geboren;

ist der alte freiheitliche und demokratische Geist, der unsere Volkssitten, gesellschaftlichen und staatlichen Lebensformen geschaffen hat und die feste Grundlage unserer ganzen Lebensauffassung bildet; ist also das in allem Wechsel bleibende, gegen seinen Untergang im internationalen Gemisch der Menschen und Ideen ankämpfende Schweizertum.

Die Mundartdichtung ist konservativ in ihrem Festhalten an den altbewährten einfachen Kunstformen der lyrischen, epischen und dra-

matischen Dichtung; in ihrer Unbekümmertheit um die von Geschlecht zu Geschlecht wechselnden Kunstlehren; in ihrem Widerstand gegen die Modeströmungen und entartenden Einflüsse der Literatenliteratur. Von all den Schulen und Richtungen, die sich von der Romantik bis zum künstlerischen Nihilismus der Nachkriegszeit abgelöst haben, hat sie keine einzige mitgemacht. Ihr Realismus ist altüberliefert und eingefleischt, nicht angenommen. Was sie etwa vom Naturalismus der deutschen Verfallszeit gelernt hat, eine schärfere Beobachtung des Zusammenhangs von Mensch und Umwelt und eine strengere Unterscheidung von Tendenz und Dichtung, hat ihr nicht geschadet, sondern genützt. Die Ausartungen im Häßlichen und Gemeinen, die Enthüllung und Hervorzerrung des Geschlechtslebens hat sie nicht nachgeahmt, so wenig als die öffentliche Schaustellung und Verherrlichung des Dichters durch sich selbst. Sie ist konservativ geblieben in der schamhaften Vermeidung von Verführungs- und Ehebruchsszenen; konservativ auch in ihrer inneren Richtung auf das Lebenstüchtige, Ehrenhafte, auf Gerechtigkeit und Freiheit, auf ehrbare Lebensführung, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Mitgefühl und Menschlichkeit; konservativ endlich und hauptsächlich in ihrer Lebenszuversicht und dem Unvermögen, den Sinn des Lebens tragisch zu nehmen. Sie kann nicht schwarz in schwarz malen, sie muß, auch im düsteren Gemälde, einen Lichtblick übrig lassen, aus dem das Gemüt Trost und Glauben schöpfen kann.

Die Selbständigkeit unserer Mundartdichtung zeigt sich im Gang ihrer Entwicklung. Sie läuft nicht neben der großen Literatur her, als bescheidene Zwillingsschwester etwa, noch weniger hinter ihr drein, als dankbare Ährenleserin. Schon die Reihenfolge der literarischen Gattungen verleugnet jeden Parallelismus mit der schriftdeutschen Literatur. Sie beginnt nämlich mit der Lyrik, wirft sich dann auf die Erzählung und schwingt sich endlich, erst im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, zum Drama auf. Eine greifbare Beeinflussung von Seiten der gemeindeutschen Literatur zeigt sich fast nur in Usteris Idyllen. Diese Gattung erhält sich dann aber bei uns, unbekümmert um ihr Aussterben in der deutschen Dichtung, bis in die neuste Zeit. Ein anderes Beispiel der Selbständigkeit liefert Rud. v. Tavels historische Novellendichtung, ein anderes wieder Dominik Müllers humoristische Satire in Gesprächsszenen, eine Gattung, die der neuern deutschen Literatur fremd ist. Die Mundartdichtung hat Gattungen hervorgebracht, die überhaupt nur ihr eigen sind: im Dramatischen die Alp- und Sennenfahrten, Bergkilbenen, Stubeten, im Lyrischen die Sennen- und Küherlieder, Kuhreihen, Preislieder auf Kühberge u. s. w.

Fast alle Kantone der deutschen Schweiz, etwa Wallis, Uri und Deutsch-Freiburg ausgenommen, haben ihren Anteil an der Mundartdichtung, den stärksten Bern, Aargau, Solothurn, Luzern, Zürich, Basel, also Kantone mit einer literarisch regsamen Hauptstadt. Von der städtischen Bildung geht überhaupt diese Pflege der Mundartdichtung aus. Ihre Vertreter sind der Mehrzahl nach gebildete Städter, darunter akademische Gelehrte von bedeutendem Ruf, wie Jakob Burckhardt, K. Rud.

Hagenbach, Joh. Rud. Wyß, Adolf Frey, Rennward Brandstetter, auch feingebildete und angesehene Frauen wie Fanny Oschwald-Ringier, Sophie Hämmerli-Marti, Eva Nadig. Im übrigen sind aber fast alle Stände vertreten: Bauern, Handwerker, Kaufleute, Beamte, Wirte, Notare, Journalisten, besonders stark Ärzte, Geistliche und Lehrer. Eine ganze Reihe von Mundartdichtern haben zugleich einen tätigen Anteil an der neuhochdeutschen Literatur: C. A. Bernoulli, Aug. Corrodi, Ernst Eschmann, Adolf Frey, Simon Gfeller, Paul Haller, Arnold Huggenberger, Jos. Joachim, Meinrad Lienert, Dominik Müller, Arnold Ott, Jos. Reinhart, Rud. v. Tavel, J. M. Usteri, Joh. Rud. Wyß.

So ist einerseits für einen innigen Zusammenhang der Mundartdichtung mit dem Leben, anderseits mit der schriftdeutschen Literatur gesorgt; die Quellen der Mundart rieseln erfrischend in unsere schriftsprachliche Dichtung hinüber und diese wieder befruchtet mit dem Flugsamen ihrer reicheren und oft — nicht immer — edleren Blüten das kleine, unscheinbare Feld der Mundartpoesie.

* * *

Bei dem großen Umfang und der volksbildnerischen Bedeutung der schweizerdeutschen Mundartliteratur darf man sich wundern, daß sie noch nie, weder geschichtlich noch in einem zusammenfassenden Bilde, dargestellt worden ist. Da sind die Niederdeutschen andere Hüter ihrer mundartlichen Literaturschätze. Dreimal schon, wenn nicht öfter, ist die Geschichte der plattdeutschen Dichtung geschrieben worden, von R. Eckart (1911), von H. K. A. Krüger (1913) und, auf solidester Grundlage und mit kritischem Blick, von W. Stammler (1920). Auch einzelne landschaftliche Gebiete, wie z. B. Mecklenburg, und literarische Gattungen, wie das niederdeutsche Schauspiel (von K. Th. Gaedertz), haben eine Sonderdarstellung erfahren. Die schwäbische Mundartdichtung ist ausführlich von A. Holder, die badische neuerdings von A. F. Raif behandelt worden. Das kleine Vorarlberg sogar ist uns seit dreißig Jahren voraus mit der ausgezeichneten Arbeit von Prof. E. Winder (1887).

Was haben wir aufzuweisen? Eine kleine, allerdings feine und gediegene Studie von Adolf Socin über baslerische Mundartdichter und eine (weder feine noch gediegene) von J. C. Heer über Zürcher Dialektpoesie. Dazu einige biographische Arbeiten über diesen oder jenen Mundartdichter, das ist alles. Bächtolds Literaturgeschichte bleibt im 18. Jahrhundert und gerade da stecken, wo die Mundart ihre ersten Flüge nimmt, und E. Jenni gönnt der schweizerdeutschen Dichtung am Schluß eines zweibändigen Werkes über unser Schrifttum dreieinhalb Seiten; gleichsam anhangsweise, wie es etwa in deutschen Literaturgeschichten gemacht wurde oder noch wird, mit einem verlegenen Lächeln über die naive Unschuld. Daß die großen Kompendien reichsdeutscher Literarhistoriker unsere Mundartdichtung kaum berühren, geschweige Bescheid und Urteil darüber geben können, ist erklärlich. Ihre Verfasser verstehen unsere Mundarten nicht und folgen dem aristokratischen Zug,

der die ganze bisherige Literaturwissenschaft kennzeichnet. Auch sind sie entschuldigt genug durch unser eigenes Verhalten. Wer sein Eigenstes nicht schätzt, darf nicht erwarten, es von andern hochgeschätzt zu finden. Wem die eigene Sprache, in der er spricht und denkt und fühlt, nur zum Alltagsgeschwätz, zu Späßchen und Kinderverschen gut genug scheint; wer keine schöpferischen Kräfte in seiner Mundart verspürt und echte Poesie an die literarische Bildungssprache gebunden glaubt, der wird auch nicht für die mundartliche Dichtung eintreten und sie gegen das allgemeine Bildungsvorurteil in Schutz nehmen können.

Dieses Verhalten ist mit daran schuld, daß unsere Mundartdichtung sich selbst überlassen aufwuchert, daß kritikscheue Talente sich in dieser Wildnis einnisten und weder Stütze noch Schere, d. h. weder Förderung noch Zurechtweisung zu fühlen bekommen.

Eine Literaturwissenschaft, die sich ihres Zusammenhangs mit der Volkskunde bewußt wäre; eine Literaturgeschichte, die sich das Geistesleben im Wort der ganzen Nation, nicht nur der akademischen Bildungsschicht zu ihrem Gegenstande machte; eine literarische Kritik endlich, die das mundartliche Schriftwerk, komme es nun von einem Jakob Burckhardt oder vom Kaminfeger Jakob Hartmann in Schaffhausen, mit gleichem Ernst und gleicher Strenge wie irgend ein russisches, schwedisches oder französisches Sensationsbuch behandelte — sie alle drei wären berufen, unserer Mundartdichtung höhere Ziele zu stecken. Allein sie müßten ihren Dienst am Wort nicht als eine literarische Angelegenheit für Fachleute, sondern als eine Aufgabe zur Pflege der geistigen Wohlfahrt unseres ganzen Volkes zu erfassen imstande sein. Bis dahin ist noch ein weiter Weg!

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Entspannung unserer außenpolitischen Lage. — Völkerbundsfragen. — Hoffnungen im Zonenkonflikt. — „Erledigung" der Tessiner Zwischenfälle. — Wiederaufbau unseres Wehrwesens. — Beteiligung der Sozialisten am Bundesrat. — Eine Berichtigung zur Pariser Schriftstellerreise.

Vergleichen wir unsere augenblickliche außenpolitische Lage mit derjenigen vor einem Jahr, so können wir zweifellos eine nicht unwesentliche Entspannung feststellen. Damals tobte unentwegt der Kampf an Rhein und Ruhr, den die deutsche Bevölkerung mit ungleicher Waffe gegen den französischen Eindringling führte, Frankreich zwar wirtschaftlich schweren Schaden zufügend, aber in seinem Ausgang doch nicht zweifelhaft, wenn nicht der passive Widerstand schließlich in bewaffneten Aufruhr ausschlagen sollte; und auch dann aussichtslos, denn Frankreich stand gerüstet gegen jede Eventualität; auch am Oberrhein waren die Ausfallstore, von denen aus seine Truppen in wenig Tagen den verbündeten Tschechen die Hand reichen konnten, Offenburg und Mannheim, in seinem Besitz. In Italien begann sich der Faszismus, der das Erbe der Irredenta und deren großitalienisches Programm übernommen hatte, zusehends zu festigen; seine Organisationen überschritten die eigenen Landesgrenzen und